

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 20 (1937)
Heft: 3

Artikel: Das astronomische Weltbild [Teil 1]
Autor: E.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

doch von diesen tausend Jahren erst deren Viere verflossen. Ob sie aber die heutigen Angriffe abweisen wird oder nicht, etwas bleibt doch «hängen», und die Wunde wird nie mehr vernarben. Wotan oder Vatikan, darüber wird die Zeit entscheiden!

Leox.

Das astronomische Weltbild.

Tiefe Zusammenhänge bestehen zwischen Sternenhimmel und Menschheit, und das Kulturleben aller Völker ist mit dem gestirnten Himmel aufs innigste verbunden. Mehr und mehr wird bei grosszügigen, umfassenderen historischen Forschungen, bei bestimmten geschichtlichen Untersuchungen, auch die Vorstellung vom Weltgebäude berücksichtigt, die in verschiedenen Zeitabschnitten bei den einzelnen Teilen der Menschheit herrschte. Das jeweils herrschende Weltbild beeinflusste stets weitgehend auch das kulturelle Leben. Allein die Tatsache, dass nur mit Hilfe des Sternenhimmels, durch den regelmässigen Gang der Gestirne, die Schaffung einer genauen Zeiteinteilung möglich und damit eine der wichtigsten Bedingungen für die kulturelle Entwicklung seit altersher gegeben war, lässt erkennen, wie nah sich Menschheitskultur und Firmament berühren. Aber die über die Bewegung der Weltkörper weiter hinausgehende Erforschung des Himmels, die langsam errungene Erkenntnis, dass die Fixsterne nicht goldene Nägel in der Himmelslocke, sondern ferne, leuchtende Sonnen sind und unsere Erde nur ein Stäubchen im All, musste sich naturgemäss auch auf Weltanschauung und Religion auswirken, musste alte Ueberlieferungen erschüttern und festwurzelnde religiöse Vorstellungen ins Wanken bringen. «Keine Religion», sagte deshalb der alte Bebel sehr treffend, «besitzt das Privilegium, der in der Kultur fortschreitenden Menschheit auf die Dauer zu genügen, und für jede kommt der Zeitpunkt, wo sie mit den Kulturbedürfnissen der Menschheit in Widerspruch tritt, weil sie selbst ein vorübergehendes Produkt einer bestimmten Kulturperiode ist.»

Wie nahezu alle grossen Errungenschaften der Menschheit, so ist auch der Weg zum modernen astronomischen Weltbild mit Blut und Opfern bedeckt. Langsam, unendlich langsam nur gelang es, der Wahrheit Bahn zu brechen. Schon vor rund 2400 Jahren hatten Pythagoras und Philolaus gelehrt, dass die Erde nicht unverändert im Raum feststeht, sondern sich in 24 Stunden um ihre Achse dreht. Der grösste griechische Mathematiker, Aristarch von Samos, ging noch weiter und erklärte den Wechsel der Jahreszeiten durch eine jährliche Reise der Erde um die Sonne. Diese Lehren fanden damals aber keinen Anklang und fielen bald in Ungnade.

Wir begreifen nun, warum diese beiden im Bildungs- und Schicksalsgang so grundverschiedenen Männer ein geistig Band zu wirken und knüpfen vermochten, das seinesgleichen im Leben grosser Menschen kaum aufzuweisen hat. Wir begreifen auch, warum Deubler hauptsächlich von Naturforschern und Naturfreunden aufgesucht und verehrt ward: Feuerbach gab seiner Weltanschauung und Naturbetrachtung die endgültige Richtung. Beide wurden erst recht glücklich, als sie «das abstrakte Vernunftwesen, dem sinnlichen Wesen der Natur und Menschheit vertauscht hatten.» Feuerbach hatte diese Wandlung früher durchgemacht als Deubler. Seine Werke läuterten die Gedankenwelt des schlichten Bauern und brachten sie zu einer Reife, die sich ohne jene nicht in diesem Masse vollzogen hätte. Was ist nun natürlicher, als dass Deubler seinen Wohltäter als seinen Lehrer und geistigen Befreier hoch verehrte!

Sobald Deubler in seinem alten Nest wieder erwärmt war und seine ökonomischen Verhältnisse geregelt sah, regte sich in ihm auch wieder die alte Wanderlust. Seine Reisen brachten ihn nach Dresden, Berlin, Potsdam, Weimar und nach der Schweiz.

Im Jahre 1864 kaufte Deubler auf dem Primesberg bei Goisern das später so berühmt gewordene Alpenhäuschen nebst Garten und Wiesen, Wald und Ackerfeld. Wohl blieb er noch einige Jahre im Dorfe Goisern wohnhaft; aber dort droben, an den sonnigen Halden und auf der blumigen Terrasse schuf er sich nach und nach jenes idyllische Heimwesen, wie es in ganz Oesterreich kein zweites gibt: das alte Haus dasselbst ward zur Burg «Malepartus» umgewandelt, in welche der Fuchs seine Sommergäste einlogierte, bis er selbst

Aristoteles hätte sich dagegen ausgesprochen und behauptet, dass die Erde fest im Mittelpunkt des Weltalls stehe. Claudius Ptolemäus hatte dann später auf Grund dieses geozentrischen Weltbildes die Bewegungen der Planeten am Himmel durch ein kompliziertes System von Zykeln und Epizykeln zu erklären versucht. Ungefähr 1400 Jahre war dieses Weltbild das allgemein herrschende. Bei der Kirche fand diese astronomische Lehre Anerkennung und Unterstützung, da sie sich trefflich mit der religiösen Auffassung deckte. Wie konnte es auch anders sein, als dass der Mensch, das «Ebenbild Gottes», auf dem Mittelpunkt der Welt wohnt, um den sich als treue, untergeordnete Trabanten Sonne, Mond und Sterne bewegen. Nicht um ein Stäubchen im Kosmos, sondern um das Zentrum, das Herz der Welt musste es sich handeln, auf welchem sich das Drama der Erlösungsgeschichte des Menschen abspielte, an welchem der Sohn des Allmächtigen selbst beteiligt war. Diese menschliche Eitelkeit, dieser durch eine bestimmte religiöse Weltbetrachtung gezüchtete Mittelpunktswahn hatte sich tief eingefressen in den Geist der Zeit. Die Anfang des 17. Jahrhunderts immer weiter um sich greifende Lehre des Kopernikus, dass nicht die Erde, sondern die Sonne im Mittelpunkt unseres Planetensystems stehe, ist deshalb der Wirkung eines Tornados oder eines Erdbebens von unfasslichen Ausmassen in der Geistesgeschichte der Menschheit gleichzusetzen. Ein Umschwung des Denkens trat ein, der die festverankertsten Begriffe ins Wanken brachte.

Galilei, der grosse italienische Physiker und Mathematiker, richtete im Jahre 1610 das damals gerade erfundene Fernrohr zum erstenmal auf den Himmel und fand dabei neue Beweise für die kopernikanische Lehre. Einer der wichtigsten war z. B. die Entdeckung des Phasenwechsels des Planeten Venus, woraus der Umlauf dieses Weltkörpers um die Sonne und damit auch seine je nach der Stellung verschiedene Beleuchtung ersichtlich ist. Wie sehr dem grossen Forscher bei diesen Beobachtungen das Herz vor Erregung gepocht haben mag, kann man sich heute, wo ein Fernrohr et was Alltägliches ist, kaum noch vorstellen. «Ich bin», schrieb Galilei im Jahre 1610, «vor Verwunderung ganz ausser mir. Dass der Mond ein der Erde gleicher Körper sei, konnte ich schon mit einem unvollkommenen Fernrohr nachweisen. Mit dem trefflichen Instrument, mit dem ich jetzt versehen bin, erblicke ich eine Menge nie gesehener Fixsterne. Auch weiss ich jetzt, was die Milchstrasse ist, über die sich die Weisen zu allen Zeiten gestritten haben. Was aber alles übersteigt, das sind die vier Monde, deren Vorhandensein und deren Bewegung ich entdeckt habe. Diese Monde bewegen sich um den Jupiter, ähnlich wie sich Merkur, Venus und die übrigen

dort Wohnung nahm. Später baute er ein Atelier dazu, errichtete dort nach Feuerbachs Tod dem vergötterten Freunde ein Denkmal und schuf ein ganzes Museum für Wissenschaft und Kunst.

Damals betrieb Deubler auch seine Rehabilitierung. Er wollte auch wieder aktiv in das bürgerliche Leben seiner Heimatgemeinde eingreifen. Er wurde denn auch nach siebenjährigem Wohlverhalten wieder in seine bürgerlichen Rechte und Ehren eingesetzt. Zwei Begebenheiten, welche fast wie kleine Märchen aus Deublers Lebensgang herauslachen, ein freundliches Licht voll höchster Genugtuung über die dunkeln Schattenpartien des seltsamen Gemäldes werfend, fallen in das Jahr 1868. Die eine davon betrifft die Abordnung Deublers zur Audienz beim Kaiser in der Hofburg; die andere ist ein Brief an Deubler, in welchem diesem von Friedrich Hofmann, dem Redaktor der «Gartenlaube», der Plan vorgelegt wird, die Person des Bauernphilosophen noch bei Lebzeiten zu dramatisieren.

Leider ist aus dem kühn entworfenen Plane Hofmanns nichts geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Freigeistiger Merkspruch.

Des Lebens Feinde sind nicht Sorgen und Mühen, Verluste und Unglück; sie sind im Gegenteil seine grössten Verbündeten. Des Lebens Feinde sind die feuchten Nebel des Geistes, wo es weder Schatten noch Licht gibt.

Dr. Nansen.

Planeten um die Sonne bewegen.» Die Kirche hielt sich aber sozusagen beide Augen zu gegenüber den Fortschritten der Forschung. Sie befürchtete durch die Erkenntnisse der Wissenschaft den Sturz alter religiöser Vorstellungen und damit auch das Ende ihrer Macht, und um sich die Herrschaft zu sichern, war ihr jedes Mittel recht, auch der Weg über Blut und Leichen. Ein systematischer Kampf der Kirche gegen die neue Lehre begann. Alle die Erdbewegung behauptenden Bücher wurden verboten. Verschiedene freier denkende Vertreter der Kirche bedrohte der Bannstrahl des Papstes. Eine päpstliche Bulle zwang dem Gewissen der Gläubigen den Index und seine Verdammungen auf und die unter kirchlicher Leitung stehenden Hochschulen und Universitäten mussten die alte geozentrische Theorie lehren. Im Jahre 1600 wurde Giordano Bruno, der grosse Philosoph und ehemalige Dominikanermönch, der Kolumbus des Sternenhimmels, der sich mutig zur neuen Lehre bekannte, «als des Kopernikus mahndendes Wort an die Pforte der Jünglingsseele ihm pochte», und der mit der Kraft seines Geistes sogar schon die Fixsterne als ferne Sonnen im All erkannte, nach achtjähriger Kerkerhaft in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Galilei, der in einem glänzend geschriebenen Werke alle Gründe, die für die heliozentrische Lehre sprechen, zusammengefasst hatte, wurde ebenfalls nach dunklen Machenschaften vor das Inquisitionsgericht geschleppt. Vor diesen Ketzerrichtern gab es nur die Alternative, entweder die als richtig anerkannte Auffassung abschwören und verfluchen oder als Ketzer verbrannt werden. Der durch Haft und zahllose Verhöre müde gemachte siebzigjährige Forscher beugte sich dem Zwange und schwor die Lehre von der Bewegung der Erde ab. In seinem Innern wird er aber sicher knirschend das bekannte Wort gemurmelt haben: «Eppur si muove!» («Und sie bewegt sich doch!») Der Dominikanermönch Campanella, der wegen seiner freisinnigen Lehren von der spanischen Regierung 27 Jahre lang in Neapel gefangen gehalten wurde, schrieb mit bewundernswertem Mut im Jahre 1616 seine «Apoloogie für Galilei», obwohl er kurz vorher für verschiedene religiöse und politische Reden und Schriften siebenmal gefoltert worden war. Der Mut dieser in vorderster Front kämpfenden Männer ermunterte aber auch vorsichtigere Gemüter. Immer neue Kämpfer für Geistesfreiheit traten auf den Plan. Langsam aber sicher musste die Kirche den Rückzug antreten. Es dauerte aber noch ziemlich lange, bis das heliozentrische Weltbild von allen Lehrstätten als das wahre, festfundierte Gebäude der Wissenschaft betrachtet und behandelt wurde. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein lehrte die alte Universität Paris, dass die Bewegung der Erde um die Sonne eine bequeme, aber falsche Hypothese sei, während die neueren amerikanischen Universitäten Harvard und Yale die ptolemäische und kopernikanische Theorie nebeneinander lehrten, als wenn beide gleich richtig wären.

Was aber all die grossen Geister, wie Kopernikus, Tycho Brahe, Kepler, Newton usw. zur Befestigung des wissenschaftlichen Weltbildes vor Jahrhunderten geschaffen haben, sind unerbittliche, unumstössliche Tatsachen, die den Menschen von seiner sich selbst angemassen bevorzugten Stellung im Mittelpunkt des Weltalls unweigerlich entthronten. Die durch Vernunft, Ueberlegung und Beobachtung, durch sorgfältige und mühevollere Forscherarbeit errungenen Erkenntnisse zwangen den Bewohner des Sandkorns Erde, seine Ansichten über die Bedeutung des Menschen im All wesentlich zu ändern. Staunend und mit anderen Augen blickte er jetzt hinauf zu dem in einem neuen Lichte sichtbaren Wunderbau der Welt, dessen Gesetze er, der kleine Mensch, mit der Kraft seines Geistes erkannt hatte. «Der Wunsch, mehr von der Vergangenheit und Zukunft des Weltalls zu erspähen, als es die kurze Lebensspanne erlaubt», sagte kürzlich der bedeutende englische Astronom Jeans, «entspringt nicht nur reiner intellektueller Neugierde, dem Verlangen, über die

nächste Bergkette zu sehen, dem Verlangen, einen Gipfel mit weiter Aussicht zu erreichen, selbst wenn es nur die Aussicht in ein gelobtes Land ist, in das der Späher niemals selbst einzuweichen hoffen darf, er hat tiefere Wurzeln, und es liegt ihm ein persönlicheres Interesse zugrunde. Bevor er sich selbst verstehen kann, muss der Mensch zuerst das Weltall verstehen, aus dem alle seine Sinneswahrnehmungen kommen. Er will das Weltall im Raum und in der Zeit erforschen, weil er selbst einen Teil desselben und das Weltall einen Teil von ihm bildet.»

Erst rund 300 Jahre alt ist die teleskopische Astronomie, das ist nur eine sehr kleine Zeitspanne im Vergleich zum Alter des Menschen auf der Erde, das man auf ungefähr 300,000 Jahre schätzt. Aber die Ausdehnung, die das Weltall durch die teleskopische Himmelsbeobachtung erfahren hat, ist ungeheuer. Die Forschungsmöglichkeiten der modernen Astronomie grenzen ans Wunderbare. Man ist heute in der Lage, die Sterne zu «wiegen» und die Temperatur von Fixsternen zu messen, deren Licht viele Jahre braucht, ehe es den Raum durchheilt hat und in unser Auge gelangt. Ebenso können Beschaffenheit, Bewegung und Alter der fernen Welten ermittelt werden. Aus zahllosen sich aneinanderreihenden Einzelbeobachtungen entsteht ein immer grösser, ein immer vollkommener werdendes Gesamtbild. Aber die Astronomie ist heute ja keine unabhängige Wissenschaft mehr, sie steht mit verschiedenen Forschungszweigen in engstem Zusammenhange. Das Spiel und die Eigenschaften der winzigen Bausteine aller Stoffe, der Atome, welche vom Physiker und Chemiker im Laboratorium untersucht werden, sie können auch auf den Sternen beobachtet werden, und zwar sogar unter Bedingungen, wie sie in den irdischen Laboratorien niemals geschaffen werden können. So werden die Sterne für die rastlosen Forscher zu gewaltigen Hochöfen, in denen Mutter Natur selbst experimentiert und mit Temperatur und Druckgraden arbeitet, deren Erzeugung dem Bewohner der Erde niemals möglich sein wird. Aeusserst interessante physikalische Vorgänge können auf diese Weise beobachtet werden, und der Astronom kann seinem Kollegen, dem Physiker, für die Laboratoriumsarbeit wertvolle Mitteilungen machen. Umgekehrt wieder können die Arbeiten des Physikers und Chemikers für die Beobachtungen des Astronomen von unschätzbbarer Bedeutung sein. Dieses enge Zusammenarbeiten verwandter Wissensgebiete hat es bewirkt, dass besonders im letzten Jahrzehnt die neuen Entdeckungen und Beobachtungen gerade in der Astronomie einen solchen Umfang angenommen haben, dass in Fachkreisen schon von einer Ueberproduktion im wissenschaftlichen Betrieb gesprochen wurde. Also die Erzeugung, die Feststellung neuer Erscheinungen und Tatsachen ist einstweilen grösser als der geistige Verbrauch, als die Einfügung, die systematische Einordnung in den Bau des Weltgebäudes. Moderne Forschungen, unterstützt durch vorzügliche Hilfsmittel, führten zu einer geradezu stürmischen Entwicklung des astronomischen Weltbildes und auch zu ganz neuen Anschauungen über das Werden und Vergehen der Welten.

Die Kant-Laplace'sche Nebelhypothese, die eine Erklärung für die Entstehung der Sonnen und der Planeten geben sollte, ist heute vollständig überholt. Immanuel Kant hatte sich im Jahre 1755 ein Urchaos vorgestellt, das sich zu rotierenden Nebeln verdichtete. Einen dieser Nebel betrachtete er als die Ursonne, um welche sich durch die Verfestigung abgestossener Gasmassen die Planeten bildeten. Laplace führte diesen Gedanken 1796 mathematisch noch weiter aus und zeigte, wie eine rotierende Gasmasse, die sich bei zunehmender Zusammenziehung schneller und schneller dreht, abplattent und zuletzt eine linsenförmige Gestalt annehmen muss. Die in die Aequatorebene hinausgeschleuderte Materie oder die bei der Einschrumpfung der Hauptmasse zurückgebliebenen Gasteile verdichten sich dann und bilden die Planeten. Aehnlich dachte er sich auch die Entstehung der die Planeten um-

kreisenden Satelliten. Moderne Forschungsergebnisse und Beobachtungen zeigen aber klar und deutlich das Schicksal einer zu schnell rotierenden Sonne. Nicht die Entstehung einer Planetenfamilie ist das Ergebnis, sondern der Stern bricht wie ein zu schnell getriebenes Schwungrad in zwei ungefähr gleiche Teile auseinander. Dass solche Ereignisse im Weltall vorkommen, zeigen die spektroskopischen Doppel- und mehrfachen Sternsysteme, die die Ueberbleibsel von Sternen darstellen, die durch zu schnelle Rotation zerbrochen sind. Sie haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit unserem Sonnensystem. Durch verschiedene Tatsachen in unserem gegenwärtigen Planetenreich kann man aber auch ziemlich genau das Drehungsmoment der ursprünglichen Sonne berechnen. Es ergibt sich da die überraschende Tatsache, dass die Rotation der ursprünglichen Sonne viel zu gering und unzureichend war, um überhaupt zu einem Zerbrechen zu führen. Damit wird diese Hypothese hinfällig. Es sind deshalb im Laufe der Jahre von berufenen Wissenschaftlern verschiedene beachtenswerte Theorien aufgestellt worden, die eine wahrscheinlichere Erklärung für die Entstehung des Planetensystems geben sollten. Gegenwärtig dürfte die Gezeitentheorie des englischen Astronomen Jeans von den Fachgelehrten am meisten beachtet werden. Wenn zwei Sterne ohne Zusammenstoss aneinander vorüberziehen, sagt Jeans, muss die erste Wirkung sein, dass jeder auf dem anderen Gezeiten verursacht. Bei solch einer im allgemeinen seltenen Begegnung kann Materie besonders auf dem kleineren Partner sich zu hohen Bergen auftürmen, woraus bei besonders enger Annäherung ein langer, zigarrenförmiger, aus dem Körper des kleineren Sterns gezogener Gasarm wird. Auf Grund der sogenannten «Schwerefeld-Instabilität» beginnen sich in diesem langen Gasarm Verdichtungen zu bilden, bis der Streifen in eine Anzahl getrennter Massen auseinanderbricht. Das ist der Geburtsakt der aus der kleineren Sonne hervorgegangenen Planeten, erzeugt von dem grösseren Stern, der in diesem Falle die Vaterstelle einnimmt. Anfangs werden die losgelösten Körper als neuentstandene Planeten durch die Anziehungskraft beider Sterne sehr komplizierte Bahnen beschreiben. Allmählich aber entfernt sich der grössere Stern, sein Einfluss wird immer unbedeutender, bis schliesslich nur noch der kleinere seine mütterliche Wirkung auf die Planeten ausübt. Im leeren Raumfeld würden die Planetenbahnen jetzt genaue Ellipsen sein. Aber bei der Katastrophe der Begegnung müssen auch allerlei kleine Trümmer herumgeworfen worden sein. Die heute noch in unserm Sonnensystem herumschwirrenden kleinen Körper, wie Kometen, Meteore usw. müssen von diesen Trümmern herrühren. Der Hauptteil dieser «Abfälle» bestand aber sicherlich aus Gas- und Staubmassen, durch welche sich die Weltkörper zuerst ihren Weg bahnen mussten. Es lässt sich nun mathematisch beweisen, dass ein solcher den Bewegungen der Planeten entgegengesetzter Widerstand die Form der Bahnen ändern würde, so dass sie zuletzt immer kreisförmiger werden würden, wenn das hindernde Medium lange genug vorhanden wäre. Die von den Planeten herumgewirbelten Staubteilchen würden zuletzt ganz verschwinden. Die letzten Spuren jenes Staubes mögen die winzigen Teilchen sein, die heute das Zodiakallicht bilden. Zweifellos war der Widerstand leistende Staub im Zentrum des Systems in weit grösserer Masse vorhanden als an den äussersten Grenzen.

(Fortsetzung und Schluss folgt.)

Die Redaktion

unterstützen Sie nur wirksam, wenn Sie den Zeitungs-ausschnitten Herkunft und Datum beifügen. Viel Interessantes ist wertlos, weil die Quelle nicht angegeben ist. Wir bitten um Beachtung dieses Wunsches.

Musy stört Ruhe und Ordnung!

Im Zeitpunkte, wo das vom Bundesrat vorgelegte Ordnungs- und Schutzgesetz immer noch in der Schwebe ist, hielt alt Bundesrat Jean Marie Musy in La Chaux-de-Fonds eine Rede, betitelt: «Warum ist der Kommunismus in der Schweiz unmöglich». Es mutet sonderbar an und klingt geradezu paradox, wenn Herr Jean Marie Musy der Bevölkerung von La Chaux-de-Fonds weismachen will, «warum der Kommunismus in der Schweiz unmöglich ist», ist doch das Schutzgesetz dem Scheine nach wegen den Kommunisten verfasst worden. Es handelt sich offenbar um einen unverzeihlichen Regiefehler, wenn Musy schon heute sagen kann, warum der Kommunismus unmöglich ist, wo man doch mit den kommunistischen Umtrieben, mit der gezüchteten Kommunistenangst das Gesetz als «dringend» unter Dach bringen möchte. Oder glaubt Musy etwa, der Kommunismus sei in der Schweiz unmöglich, weil das Schutzgesetz diesen verhindern werde? Wenn das Schweizer Volk auf diese Rede Musys noch an die Notwendigkeit des Schutzgesetzes glaubt, dann ist es wirklich von jedem gesunden Geist verlassen, dann verdient es die Peitsche des Katholizismus und — den Herrn Musy als Diktator, nach österreichischem Muster.

Die Rede Musy's, die auf Einladung der «Jeunesse nationale» erfolgte, nahm einen «verschlagenen» Anfang und ein tragisches Ende. Es kam wiederholt zu Keilereien, die damit endeten, dass der Chef der Jungnationalen nach den erlittenen Schlägen an einem Herzschlag verschied. Musy, der Redner des Abends, entzog sich der Tracht Prügel, die ihn erwartet hätte, indem er durch die Küche sein Auto erreichte und so ungeschoren davonkam. Den andern, der «Jeunesse nationale», der Musy die Ehre gab, dieser wurde das Fell ordentlich gegeben.

Die «National-Zeitung» (Nr. 42 vom 26. Jan.) — die einzige noch nicht nach Rom-Bundeshaus gleichgeschaltete bürgerliche Zeitung — schreibt im Anschluss an die sachliche Meldung über den Vorfall von La Chaux-de-Fonds die folgenden treffenden Worte:

«So fing es in Deutschland an. Die Prügelgarden von links und rechts provozierten, unterhielten und töteten einander gegenseitig. Sie vernichteten die Ordnung, zertrümmerten den Staat, und das Resultat ist bekannt. Jetzt hat die Donquichotterie des Herrn Musy und seiner Sancho Fansas das erste greifbare Resultat im Kampf gegen die roten Windmühlen erzielt: *einen Toten*. Was hat der Mann, der sich an verantwortlicher Regierungsstelle nicht zu halten vermochte, als Unverantwortlicher im Lande herumzuziehen, den Teufel an die Wand zu malen und Geister zu rufen, die er dann nicht los wird? Wird ihn das Todesopfer von La Chaux-de-Fonds zur Besinnung bringen?

Auf die Details lassen wir uns nicht ein. Wesentlich ist, dass alles nicht passiert wäre, wenn Herr Musy es unterlassen hätte, seine höchst überflüssige Vorstellung in La Chaux-de-Fonds zu geben. Er macht recht eigentlich die Gefahr, vor der er warnt. (Katholische Taktik! Der Verfasser.) Er und die «Jeunesse nationale», die unter anderm Namen und in anderm Gewand bolschewistischen Fanatismus und Gewaltgeist züchtet, bieten den Kommunisten die ersehnte Partnerschaft, die diese bei vernünftigen Bürgern nicht finden. Zum Zusammenstoss der Extreme nach dem bekannten französischen Sprichwort («Les extrêmes se touchent») gehören immer zwei. Die Kommunisten allein vermögen den Radau nicht zu schaffen. Erst wenn Herr Musy und irgendeine Jugend (die katholische! d. V.), die sich dreist den Ehrentitel «national» anmassst, ihnen dazu helfen, beginnt die kommunistische Gefahr, gehen Auseinandersetzungen los, die unseres Landes nicht würdig sind.